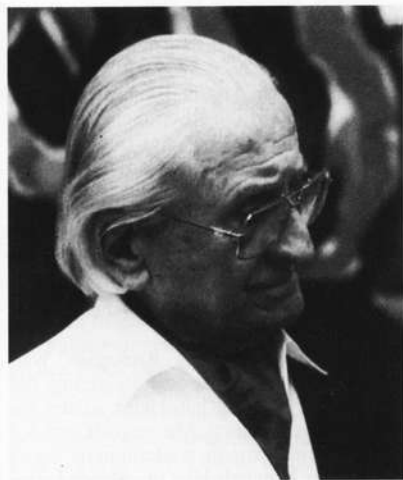


Ein Botschafter der Rhön ohne Pathetik und Sentimentalität

Heinz Kistler zum 90. Geburtstag

„Wenn man Großes erkannt hat, sollte man sich nicht mehr unter die Kleinen mischen“, so lautet eine Widmung Heinz Kistlers in einem seiner Bildbände. Das mag, im Einklang mit dem Attribut „Der Maler der Rhön“, nach Überheblichkeit klingen. Gibt es nicht auch andere Maler der Rhön? Darf ein Einzelner solche Ausschließlichkeit fordern?



Was Heinz Kistler von anderen Malern der Rhön unterscheidet, ist weder das Angenommensein durch den Betrachter, noch die Abwertung all jener, die sich als große Landschaftsmaler usw. längst profiliert haben, sondern ganz einfach das Anderssein, die andere Philosophie, die seinen Werken zugrunde liegt.

Nicht zuletzt bedeutet es einen, oft zwingenden, Anspruch an sich selbst, dem künstlerischen Weg, den er gewählt hat, in jeder Weise treu zu sein. Für ihn ist diese Rhön, die er so sehr liebt, in erster Linie nicht nur Ober-

fläche, vielgestaltige Landschaft, sondern aus der Tiefe der Urzeit, des Urgesteins gewachsene und geformte Lebenswelt mit all ihren Kennzeichen dieses geschichtlichen Gewordenseins.

Dies durch Form und Farbe auszudrücken, ist sein immer neuer Anspruch an sich selbst, der sich nie im Vordergründigen, in leicht hingehauchter malerischer Darstellungsweise verliert.

Immer ist es die Rhön, die Kistlers Weg und Werk bestimmt. Roland Thein, der geistvolle ehemalige Redakteur des Bayerischen Rundfunks, nannte ihn einmal, völlig zutreffend: „Deuter der Rhön“. Die Rhön zu deuten, ihren Ursprüngen nachzuspüren, Tiefen wörtlich und in übertragenem Sinne auszuloten, das ist es, was ihn nicht loslässt. Und so verknüpft er die Wurzeln seines eigenen Wesens mit dem urzeitlichen Gewordensein einer Landschaft, deren Antlitz allenthalben geprägt ist von der Tiefe, die sich vor Jahrmillionen öffnete, jenes Urgestein ausspie, an dem Wind und Wetter, Frost und Hitze, vor allem die Wässer, nagten und feilten, gruben und wuschen, bis es seine heutige unverwechselbare Gestalt bekam. Kistler spürt sie überall auf, diese Kräfte und Gewalten. Sie werden in seinen Werken lebendig, in sich auftürmenden Formen, im Aufleuchten von Farben, aber auch in stillen Winkeln, in die sich das Idyll zurückzog, letzte Zuflucht findend.

So vieles ist bei Kistler anders. Und darum sollten Kritiker vorsichtig umgehen mit dem, allzu gern zur Schau gestellten, Profilieren der eigenen Kompetenz. Kistler passt nicht in die üblichen Schubladen. Auch wenn sein Stil expressionistische Züge trägt, der Kistler bleibt der Kistler.

Die innige Beziehung zwischen Urgestein und Landschaft ist es, die ihn immer wieder von neuem in seinen Bann zieht. Diese Ver-

mählung von Stein und Leben spürt er aber auch andernorts auf, immer wieder Parallelen zu der Rhön suchend und findend. Auf Ischia und Stromboli entdeckte er sie im Rausch südlicher Farborgien. In völligem Gegensatz dazu war es der hohe Norden, die Inselwelt der schwedischen Schären und auf Island die läuternde Kühle „Asgards“, des nordischen Götterhimmels, wo die Beschränkung auf urweltlich Wesenhaftes zu höchster Verinnerlichung zwingt.

Gerade dort entdeckt er „das Große im Kleinen“. Nach den drei Bildbänden „Die Rhön“, „Elementare Landschaft“, der reizvollen „Hommage an die Schönheit „Mädchen, Frauen, Blumen“ ließ er in seinem letzten Bildband „Gärten Gottes“ das Be-seeltsein auch des scheinbar Leblosen augenscheinlich werden, Teilhard du Jardin auf seine Weise interpretierend.

So ist es zugleich die Tiefe und Weite des Erlebens, die Kistlers künstlerisches Schaffen bestimmen. Dies mag auch mit seinem Lebensweg zusammenhängen, auch wieder ein Beleg für sein Anderssein. Am 2. Juli 1912 in Berlin geboren, in München studienhalber sesshaft geworden, immer noch dem dortigen Idiom verschworen, ist trotzdem die Rhön für ihn der archimedische Punkt von dem aus er die Welt, seine Welt, bewegte und bewegt. Vom Krieg in Russland tief betroffen, es gibt von ihm anrührende Skizzen und Zeichnungen aus dieser Zeit, kehrte er nach Bad Kissingen zurück, wo er einen großen Teil seiner Jugend verbrachte. Auf Reisen zu fernen Zielen gewann Kistler jene Weite des Denkens und Fühlens, die erst Maßstäbe setzen kann für das, was wir Heimat nennen, stimmig und frei von Pathetik und Sentimentalität und darum gerade Wurzeln echten Liebhabens.

Die Heimat lieb haben, bedeutet für Kistler nicht nur Himmel und Erde, sondern auch alles, was dazwischen lebt. Fast ausschließlich sind es die Urwüchsigen, die Originale, die ihn zu Portraits anregen, bevor es sie nicht mehr gibt. Das kleine Dorf Platz in den Schwarzen Bergen schenkt ihm immer wieder Begegnungen mit solch bodenständiger Urwüchsigkeit. Dort kehrt er immer wieder ein, wenn er sich selbst finden will. Man könnte sich denken, dass ihm die zum 80. Geburtstag dort verliehene Ehrenbürgerwürde genau so lieb ist wie die „Silberne Bürgermedaille“, die ihm Bad Kissingen zum gleichen Anlass verliehen hat.

Neunzig Jahre wird er nun alt, der „Maler der Rhön“, dessen Botschaft von seiner Heimat längst in die bedeutendsten Galerien Deutschland, bis nach Südamerika, ja in das ferne Japan gelangt ist, und ohne den so manches Loblied auf die Rhön nicht erklingen wäre. Aber müde des Lobens ist er noch lange nicht. Immer noch steht er Tag für Tag an seiner Staffelei. Immer noch lebt in ihm jene kantige, kompromisslose Eigenart, die nichts dulden möchte, was sich künstlerisch gebärdet und doch ohne handwerkliches Können, ohne inneres Gewachensein, ohne empfindsame Tiefe selbstgefällig daherschreitet.

Wenn der Schöpfer des „Bauhauses“ Walter Gropius die „Kunst eine Steigerung des Handwerks“ genannt hat, Heinz Kistler hat sein Handwerk gelernt. Aber es trifft auch auf ihn zu, wenn Gropius weiterführend sagte: „Gnade des Himmels lässt in seltenen Lichtmomenten, die jenseits des Wollens stehen, unbewusst Kunst aus seiner Hand erblühen“. So gesehen ist Heinz Kistler ein wahrhafter Begnadeter. Die Gnade des Herrn möge ihn uns noch lange erhalten.

Eros, der ewig junge Gott der Dichter

Zum 110. Geburtstag von Ernst Penzoldt:
Philosophischer Causeur und unsterblicher Schöpfer der „Powenzbande“

„Es ging durch alle Zeitungen, daß es ihm gelungen ist, das ganze Nibelungenlied in Simrocks Übertragung auf eine gewöhnliche Postkarte zu schreiben.“ Auf einem Blatt die ganze Welt! So charakterisiert Ernst Penzoldt die kleinbürgerliche Enge des Turn- und Steuergrafenlehrers „Leberecht Loch“ in der Pfarrerswitwen- und Pensionistenstadt Mössel an der Maar, ein ruhiges Landstädtchen mit lieblicher Umgebung, für die Besichtigung genügt ein halber Tag. Gemeint ist Erlangen. Nach einer Unterlassungsklage des Namens-trägers wurde der „Turnlehrer Loch“ in den Schönschreiberlehrer Achatius verwandelt. 3 Jahre fast dauerten die gerichtlichen Auseinandersetzungen von 1929–1931 um die „Skandalnovelle“ „Etienne und Luise“, in deren Mittelpunkt die verbotene Liebe zwischen einem entflohenen französischen Kriegsgefangenen und der 16-jährigen Luise steht, des Turnlehrers Töchterlein, die den Soldaten folgenreich in ihrem Mädchenzimmer aufgenommen hat. Ernst Penzoldt mußte an den Studienprofessor Lorenz Loch 5000 Reichsmark Entschädigung zahlen, sein doppeltes Jahreseinkommen, weil er einige unverkennbare Absonderlichkeiten mit Namensnennung in seiner Erzählung verwendet hatte.

Ernst Penzoldt, am 14. Juni 1892 in Erlangen als Sohn eines angesehenen Arztes und Universitätsprofessors geboren, hatte sich nach leidvollen Kriegserfahrungen als Sanitäter im 1. Weltkrieg vom patriotischen Kunststudenten zum erklärten Kriegsgegner und Pazifisten gewandelt. Aus dem Bildhauer, Zeichner und Maler in München war in den 20er Jahren durch die Partnerschaft mit Ernst Heimeran ein sich profilierender Schriftsteller geworden, der während der ruinösen Prozess-Jahre zu seiner reichsten Schaffensperiode fand. Als Reaktion auf die Beschimpfung in seiner Heimatstadt, wo

seine Erzählung als anrüchiges „Schmutzwerk“ einer „angefaulten Phantasie“ abgetan wurde („Hoherfreulich aber ist es, daß in den breiten Schichten der Erlanger Bevölkerung einmütige Empörung herrscht und dies Pamphlet rund abgelehnt wird“, Erlanger Tagblatt v. 10. 10. 1929), schuf der Dichter mit homerischem Gelächter sein unsterbliches Meisterwerk „Die Powenzbande“, das bereits 1930 erschien und zum meistgelesenen Penzoldt-Buch wurde. Im gleichen Jahr noch wurde die dramatisierte Fassung von „Etienne und Luise“ in den Kammerspielen Mannheim uraufgeführt. Auch die erfolgreiche Komödie „Die Portugalesische Schlacht“ wurde publiziert. Der Uraufführung am Residenztheater München folgten viele Inszenierungen durch deutsche Bühnen, teils in Starbesetzung u. a. mit Bernhard Minetti, Ida Ehre, Hans Clarin, bis zur vorerst letzten Aufführung am Schlossparktheater Berlin, 1962.

Als „Mißverständnis“ bezeichnet Ernst Penzoldt die Namenswahl „Leberecht Loch“ in einem persönlichen Brief an seinen ehemaligen Lehrer: „Ich habe lediglich aus klanglichen Gründen den Namen Loch gewählt.“ Der gekränkte Kriegsveteran und vielfache Ordensträger, glühender Patriot und Nationalsozialist, läßt sich vom Prozessieren nicht abbringen, während sich Penzoldt rechtfertigt: „Konrad Loch in der Novelle ist ein Ehrenmann und sein Name nicht schlechtmacht“ und: „Es ist das schöne Verhängnis der Dichter, dass sie, um ihren Geschöpfen Leben zu geben, diese lieben müssen.“ Kein Geringerer als Thomas Mann ergreift in den Gutachten für den jungen Penzoldt Partei. In einem literarischen Salon in München hatte er ihn persönlich kennen- und schätzengelernet. Bekanntlich hatte Thomas Mann mit seinem ersten Roman „Buddenbrooks“ (1901), für den er 1929 den Nobelpreis erhielt, in seiner